

I

Ein Jahr nach dem Untergang der *Princess Augusta* begannen seltsame Gerüchte zu kursieren. Das Einwandererschiff aus Rotterdam war im Dezember 1738 vor Block Island verbrannt und gesunken, nun schien es als grelles Phantom vom Meeresgrund aufzusteigen: Männer der Küstenwache hatten in einer stürmischen Winternacht den brennenden Dreimaster erneut gesichtet und entsetzliche Schreie gehört. Sie waren mit dem Rettungsboot hinausgerudert, um der Crew und den Passagieren zu helfen, doch bevor sie nahe genug herankommen konnten, war das Schiff lautlos verschwunden, ohne eindeutige Spuren eines Unglücks zu hinterlassen. Keinerlei Wrackteile, Beiboote oder Überlebende. Nach wenigen Minuten war der unheimlich lodernde Brand wie eine kümmerliche Talgkerze erloschen, ohne die geringste Rauchschwade oder zumindest den Geruch von verbranntem Holz und Tauwerk zu hinterlassen.

In den Zeitungen Neuenglands las man in den folgenden Monaten hin und wieder von weiteren Sichtungen der rätselhaften Erscheinung. Skeptiker lachten darüber und scherzten über gewisse Leute, die gern zu tief ins Glas schauten. Fromme Menschen hielten die Sichtung jedoch für ein göttliches Zeichen, ängstliche für ein böses Omen und abergläubische für ein Geisterschiff, das an irgendein entsetzliches Verbrechen gemahnte. Jemand, so munkelte man, habe damals das geplünderte Wrack der *Princess Augusta* in Brand gesteckt, um von einer weit schlimmeren Tat abzulenken, und nun sorgten viele

Monate später gespenstische Flammen dafür, dass nichts vergessen und niemandem vergeben wurde.

Ich hätte das alles gern als blühenden Unsinn abgetan, der nur dazu diente, Zeitungsspalten zu füllen, wenn ich nicht selbst in jener Nacht, als die *Princess* auf Grund lief, am Strand von Sandy Point gewesen und zu dem Schiff hinausgerudert wäre. Die Vorstellung, dass dort immer noch etwas umging, das die Erinnerung an diese Schande wachhielt, erschütterte mich zutiefst. Niemand konnte wirklich Interesse daran haben, die Vergangenheit zurückzuholen, weder die Lebenden noch die Toten. Zumindest niemand, der damals das echte Feuer gesehen und die echten Schreie gehört hatte.

Zuweilen kehrte ich in meinen Träumen dorthin zurück, und mir war, als hörte ich das Meer selbst schreien, als wäre das Tosen der Brandung ein Chor der Verdammten und jede Welle eine Hand, die sich verzweifelt zum Himmel reckte, um ein kleines Stück von dieser lebenspendenden Kuppel aus Luft und Licht zu ergattern.

Die Zeit heilt alle Wunden, so sagt man, aber es war sinnlos, mir etwas vorzumachen. Ich wusste nur zu gut, dass mich die Ereignisse jener Nacht ein Leben lang verfolgen würden, obwohl ich noch nicht einmal einen Bruchteil der ganzen Geschichte kannte und mir vieles verborgen geblieben war. Damals, in den letzten Tagen des Jahres 1738, hatte ich nur eine Möglichkeit gesehen: Block Island zu verlassen, so schnell wie möglich und ohne je zurückzublicken. Nun erschien mir eine baldige Rückkehr zwingend notwendig. Ich musste endlich die Wahrheit erfahren, und die neuen Zeitungsartikel, so sensationslüstern und phantastisch sie auch anmuteten, bestärkten mich in meiner Absicht.

Ich kannte flüchtig jemanden, der hin und wieder für die *Pennsylvania Gazette* schrieb; ein alter Federfuchser mit Tinte an den Fingern und abgewetzten Rockärmeln,

ebenso gebildet wie eingebildet. Menschen mit sauberen Hemden mieden ihn wie der Teufel das Weihwasser. Wenn man ihm einen Whiskey spendierte, begann er jedoch selig von alten Zeiten zu schwadronieren, und nach dem zweiten Glas wurde er hochpolitisch und flüsterte verschwörerisch von der baldigen Unabhängigkeit der Kolonien. Wir saßen beim dritten Glas, als ich ihn nach der angeblichen Wiederkehr der *Princess Augusta* fragte.

»Ach, dieses vermaledeite Geisterschiff«, sagte er, als wären die Gerüchte um den Spuk auf hoher See gar nicht so außergewöhnlich. »Jeder spricht von diesem Geisterschiff, um nicht über das eigentliche Übel sprechen zu müssen.«

»Wie meint Ihr das, Mr. Fryer?« Ich füllte sein Glas zum vierten Mal nach.

Fryer rollte ungeduldig mit den Augen, strich eine fettige Haarsträhne aus der faltigen Stirn, lehnte sich zurück und trank den starken Fusel in einem Zug aus. »Kennt Ihr die Eigentümer der *Princess*? Die Brüder Hope? Nun, die verdienen sich eine goldene Nase, indem sie Einwanderer über den großen Teich bringen. Deutsche, Pfälzer vor allem, und Holländer. Ihre Schiffe pendeln zwischen Rotterdam und Philadelphia. Sie bringen Siedler in die Kolonien und Tagelöhner nach Pennsylvania, Massachusetts und Rhode Island.«

Ich nickte. Die Reederei der Hope-Brüder war bekannt wie ein bunter Hund, und jeder hatte schon einmal diese totenbleichen, zerlumpten Einwanderer gesehen, die nach vielen Wochen in dunklen Frachträumen auf See zum ersten Mal einen Fuß auf den Boden ihres Gelobten Landes setzten.

»Jawohl, Sir. Sie bringen neue Nahrung für die große Knochenmühle namens Amerika. Vierhundert Passagiere pro Fahrt, die Kinder nicht mitgezählt.«

Er schwieg und starrte mich herausfordernd an. Ich zuckte mit den Achseln. »Und weiter?«

»Soviel ich weiß, wurden rund sechzig Passagiere von der *Princess Augusta* gerettet, zwei oder drei Dutzend tot geborgen. Nun frage ich Euch, mein lieber Freund, wo sind die anderen geblieben? Die Rechnung geht nicht auf. Dreihundert Menschen sind einfach so verschwunden.« Er schnippte mit den Fingern. »Aber niemand interessiert sich dafür. Niemand wollte meinen Artikel drucken. Und jetzt ergötzt man sich an kindischen Gespenstergeschichten über brennende Schiffe und Strandpiraten!«

Ich zuckte unwillkürlich zusammen, als er die Zahl der Vermissten erwähnte. Dreihundert! Ich hatte einige der Überlebenden gesehen, doch sie waren zu schwach gewesen, um irgendwelche Fragen zu beantworten. Zwei Frauen waren am winterlichen Strand gestorben, gleich nachdem sie aus dem Wrack entkommen waren. Sogar die Stärksten waren zusammengebrochen, hatten geweint oder mit starrem Blick wirre Gebete gemurmelt.

Die Erinnerung schmerzte so sehr, als hätte ich selbst gelitten, nur war es in meinem Fall das Gewissen, das mich plagte. Denn ich war nicht nur unfähig gewesen, einem Einzigen dieser Schiffbrüchigen zu helfen, ich fühlte mich auch immer noch verantwortlich für ihr trauriges Schicksal. Diese Bürde konnte ich nicht abschütteln, und sie schien mit jedem Tag schwerer auf meinen Schultern zu lasten. Fryers Worte erhöhten meine Last um Hunderte Menschenleben. Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf. Nein! Unmöglich! Es musste mehr dahinterstecken. »Habt Ihr mit Archibald Hope über das Unglück gesprochen?«, fragte ich hastig.

»Nur mit Mr. Shoemaker, seinem Konsignatar in Philadelphia. Das Büro der Hopes hat nie eine Stellungnahme zu dem Schiffsunglück abgegeben, und die Brüder selbst lassen sich selten in den Kolonien blicken. Die haben ein

Schiff verloren und stecken die Versicherungssumme in die Tasche. Alles andere interessiert sie nicht. Ihr hiesiger Geschäftspartner Ben Shoemaker hat jedoch einiges investiert. Er hat etlichen deutschen Hungerleidern die Überfahrt bezahlt, als Vorschuss für ein paar Monate harter Arbeit, und jetzt steht er mit leeren Händen da.«

»Ein Kaufmann mit leeren Händen«, sagte ich nachdenklich.

Fryer lachte höhnisch: »Klingt das nicht unglaublich? Fast wie ein Schreiberling mit vollen Taschen ... Oder wie ein Säufer mit trockener Leber!«

»Und die überlebenden Passagiere sind inzwischen wohl in alle Windrichtungen verstreut?« Ich wusste noch, dass man sie in den leerstehenden Sklavenhütten in Corn Neck untergebracht hatte, bis man sie aufs Festland bringen konnte.

Er nickte und starrte trübselig in sein leeres Glas. »Würde mich nicht wundern. Einige sind wohl auf der Insel geblieben. In Newport erzählt man sich, eine der deutschen Frauen hätte doch wahrhaftig einen Sklaven geheiratet. Eine Hexe, so sagt man, eine Gefährtin des Teufels!«

2

Mr. Fryers Worte wurden von einem übel stinkenden Atem begleitet, der die absurden Gerüchte über Hexen und Teufel passend zu untermalen schien. Nach dem fünften oder sechsten Glas Whiskey hatte ich aufgehört, ihm zuzuhören, und war stattdessen in meinen eigenen Erinnerungen versunken. Ich dachte zurück an die Wochen und Monate, die ich auf Block Island verbracht hatte. *Manisse*, in der Sprache der Ureinwohner, »Insel des kleinen Gottes«, aber niemand hatte mir erklären können, was dieser seltsame Name eigentlich bedeutete. Die Manisseer selbst, die wenigen, die nicht vertrieben, ermordet oder an Blattern gestorben waren, reagierten auf Fragen mit einem ernsten, trübseligen Kopfnicken und blieben die Antwort schuldig. Mr. Ray, einer der Inselpatriarchen und ältester Vertreter der ersten sechzehn Familien, die vor einem halben Jahrhundert von Massachusetts hierhergezogen waren, spekulierte, dass die korrekte Übersetzung »kleine Insel des Manitu« lautete, während das amerikanische Festland »große Insel des Manitu« hieß. Wahrscheinlich hatte der alte Knabe Recht, aber mir gefiel die andere Interpretation dennoch besser. Ich empfand die Vorstellung, dass es nicht nur große, sondern auch kleine Götter gab, als befreiend und tröstlich. Ein gewöhnlicher Sterblicher mochte bei Letzteren eher Gehör finden. Freilich durfte man dergleichen gegenüber Mr. Ray, einem strenggläubigen Quäker, nicht erwähnen. Er und die meisten anderen Siedler verstanden keinen Spaß, wenn es um religiöse Dogmen ging,

und sie sahen mitleidig auf mich herab, da ich ihren Glauben nicht teilte.

Sie hatten mich immer höflich behandelt, aber nicht sonderlich herzlich. Meinen Auftrag, die Insel zu vermessen und erste Skizzen für eine Karte der gefährlichen Klippen und Sandbänke zu fertigen, nahmen sie scheinbar gleichgültig hin. Skeptisch, fast schon feindselig wurden sie erst, als sie erfuhren, dass ich zudem auch noch geeignete Standorte für einen Leuchtturm prüfen sollte. Einige Kaufleute aus Newport und Providence, die schon Erfahrungen mit Schiffsunglücken vor der tückischen Küste von Rhode Island gesammelt hatten, waren auf die naheliegende Idee gekommen, dass ein oder zwei Leuchtfeuer kostengünstiger wären als etliche verlorene Schiffsladungen. Ein Bauwerk wie der berühmte Pharos von Alexandria war ihnen freilich zu kostspielig, und in der alten Heimat hatte man erst begonnen, mit Feuerbaken und Blüsen zu experimentieren. Doch es galt als ausgemacht, dass eine schlichte Kohlenpfanne auf einem Holzgerüst oder auf einem steinernen Turm manch ein Schiff vor Gefahren warnen und manch eine kostbare Fracht retten könnte.

Simon Ray Jr., der Sohn des Patriarchen, hatte mit ernster Miene versucht, mir das Misstrauen der Inselbewohner gegenüber technischen Neuerungen verständlich zu machen: »Die meisten Leute hier leben vom Meer«, hatte er gesagt, »vom Fischfang und vom Seetang, den sie als Dünger für ihre Felder verwenden. Das Meer gibt ihnen alles, und sie wollen nicht seinen Zorn wecken, indem sie ihm ein Opfer entreißen.«

Es war eine höfliche Umschreibung dafür, dass die Schiffe, die regelmäßig vor Block Island auf Grund liefen, eine weitere wichtige Einnahmequelle darstellten. Denn laut Gesetz durften diejenigen, die das angeschwemmte Strandgut eines Schiffswracks bargen, ein Drittel davon

behalten – oder sogar mehr, falls niemand Anspruch erhob. Der Verlust der Schiffseigner war der Verdienst der Insulaner, die natürlich nicht das geringste Interesse daran hatten, Seefahrer von ihrer gefährlichen Küste fernzuhalten.

Die neuen Karten, die ich anfertigen sollte, würden ebenfalls den Profit der Strandräuber schmälern, indem sie auf gefährliche Untiefen hinwiesen, wenn auch nicht in dem Maße wie ein Leuchfeuer. So hatte es immer wieder mehr oder minder auffällige Versuche gegeben, mir die Arbeit so schwer wie möglich zu machen. Das reichte von vorgeblich arglosen Einladungen auf ein, zwei Gläschen Wacholderschnaps bis zu falschen oder irreführenden Informationen. Mir war klar, dass sie Angst hatten. Angst vor Veränderung. Deswegen konnte ich ihnen kaum übelnehmen, dass sie sich gegen alles sträubten, was ihr Leben aus den gewohnten Bahnen zu werfen drohte, auch wenn dies zu lästigen Verzögerungen führte und ich meinen Aufenthalt immer wieder verlängern musste. Obwohl es nicht leicht war, mit den Insulanern und ihren Vorurteilen zurechtzukommen, gefiel mir die Arbeit, die Nähe des grau wogenden Ozeans, die einfachen Menschen mit ihren schlichten Vorstellungen von Glück, die friedliche Eintönigkeit der Tage. Die Zeit, so kam es mir zumindest vor, verlor an Bedeutung, und das Ticken der Uhr wurde stets vom Tosen der Brandung übertönt.

In Philadelphia sind die Träume der Siedler und Neuankömmlinge größer als an abgelegenen Orten wie Block Island, also auch die Enttäuschungen. Mit den Enttäuschungen wächst die Wut, aus Armut wird Elend, aus Elend Verzweiflung. Dass jeden Tag Schiffe mit neuen Einwanderern ankommen, sorgt für eine gereizte Atmosphäre, die sich nicht selten in einem Gewitter entlädt. Dergleichen hatte ich in allen größeren Küstenstädten

Neuenglands erlebt. Doch auf Block Island herrschte, zumindest dem Anschein nach, eine ganz andere Stimmung. Sie glich eher der gespannten Ruhe in den Grenzgebieten von Rhode Island und Massachusetts, wo man nur selten auf kleine Ansiedlungen traf und die Menschen gottesfürchtig und gastfreundlich, aber auch wortkarg und misstrauisch waren.

Die Siedler auf Block Island schienen vom selben Schlag zu sein; Bauern, Hirten und Fischer, die in rußigen Blockhütten hausten und ihre Kinder so gut es ging selbst unterrichteten, ohne ein anderes Schulbuch als die allgegenwärtige Bibel für nötig zu halten. Einige hielten Sklaven und fanden nichts Unrechtes dabei, obwohl die Kolonie von Rhode Island die Sklaverei abgeschafft hatte. Als ich um einen ortskundigen Gehilfen gebeten hatte, stellte man mir einen Mann von den Bermudas zur Verfügung, der offensichtlich Eigentum eines Mr. Littlefield war, aber umstandslos von den anderen Siedlern »ausgeliehen« wurde, wenn man eine starke Hand brauchte. New Port, so hieß der Mann, sollte mich wohl daran hindern, Großtaten zu vollbringen, denn er hatte wenig Ahnung von den hiesigen Ortsbezeichnungen, musste laut Gesetz spätestens um neun Uhr abends in seinem Quartier sein und humpelte stark, da er sich bei der Feldarbeit verletzt hatte und vorübergehend für Littlefield nutzlos war.

New Port erwies sich also eher als Ballast denn als tatkräftige Hilfe. Das hinderte mich nicht daran, seine Gesellschaft zu schätzen, zumal er ein erstaunlich sonniges Gemüt und scharfe Augen besaß. Er verhielt sich keineswegs unterwürfig, sondern zeigte ein aufrichtiges Interesse an meiner Arbeit und lernte rasch, obwohl er sich in Gegenwart seines Herrn gern einfältig stellte. Dies war wohl eine Überlebensstrategie, die er sich auf den Zuckerrohrplantagen der Karibik angeeignet hatte. Narben bedeckten seine Arme und Hände wie Zeichen

einer unbekanntenen Keilschrift, doch ich wagte nicht, ihn zu fragen, woher diese Zeichen stammten. Eigentlich war das auch völlig überflüssig, denn jede Narbe erzählte dieselbe blutige Geschichte von Demütigung und Schmerz.

Sobald er merkte, dass ich mich für sein Schicksal interessierte, begann er von sich aus zu reden. Allerdings nicht über seine entsetzliche Vergangenheit oder seine triste Gegenwart, sondern über die Zukunft, die er sich erträumte. Er sprach lang und breit über seine Tochter Cradle, und es dauerte lange, bis ich begriff, dass sie noch nicht geboren, ja nicht einmal gezeugt worden war. Sie war ein Wunschkind, das er im Traum gesehen hatte, und dieses Traumbild gab ihm Kraft und Hoffnung. Ansonsten machte er sich keine Illusionen. Als ich ihn einmal arglos fragte, was er tun würde, wenn er ein freier Mann wäre, runzelte er die Stirn und spuckte auf den Boden. »Frei?«, sagte er. »Selbst wenn ich nach Recht und Gesetz frei wär, würd' euresgleichen mich als Sklaven ansehen, als Packesel, dessen Wert man daran misst, wie viel Arbeit er zwischen Morgengrauen und Einbruch der Nacht leisten kann.«

Während ich mit meinem Gehilfen die Insel durchstreifte, deren Wälder fast vollständig abgeholzt waren, so dass man vom Beacon Hill weit über die hügeligen Wiesen und Felder schauen konnte, folgte uns oft ein junger Kerl mit flammend rotem Haar und einem seltsam herausfordernden Grinsen, der sich offensichtlich nach Aufmerksamkeit sehnte. New Port kannte ihn als Mark Dodge, eines Fischers Sohn, der bei einem Unglück auf hoher See den Verstand verloren hatte und das Leben eines Ausgestoßenen führte. Man erzählte mir, er sei aus dem Fischerboot seines Vaters unbemerkt ins Meer gefallen und habe eine ganze Nacht allein im dunklen Wasser verbracht, ohne Hoffnung auf Überleben. Ein anderes Gerücht besagte, der Vater habe ihn mit eigenen Augen

über Bord fallen sehen, aber sich geweigert, ihm zu helfen oder ihm auch nur ein Tau zuzuwerfen. Er habe schweigend an der Reling gelehnt und kaltblütig den Totenkampf seines Sohnes beobachtet. Ich wusste nicht, was wirklich vorgefallen war, aber ich stellte mir vor, was in Marks Kopf vorgegangen sein musste, als sein leiblicher Vater ihm jede Hilfe verweigerte. Es war zumindest eine glaubwürdige Erklärung für den zerrütteten Verstand des Jungen, und es entsprach der verbreiteten Ansicht der Inselbewohner, dass man dem Meer kein Opfer verweigern darf.